

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nun? Und dieses Mittel —" fragte Frau de Mendrisi.

„Ist, bei Ihnen, gnädige Frau, um die Hand Ihrer Tochter Severa zu bitten."

Frau de Mendrisi stand nun doch etwas überrascht auf und sagte: „Herr Graf, ich bitte sehr um Entschuldigung, aber darauf war ich nicht vorbereitet."

„Nun gut, erlauben Sie mir, gnädige Frau, Sie darauf vorzubereiten. Wenn diese drei Tage auch sonst zu nichts gut gewesen sind, so haben sie mir doch klar gemacht, daß ich, und noch viel weniger Santina, ohne Ihre Tochter leben kann. Lassen Sie uns in der Zuneigung, die zwischen dem Kinde und Severa entstanden ist, einen Wink des Himmels sehen. Geben Sie mir Severa zur Frau."

Einfach, herzlich und natürlich kamen diese Worte hervor. Graf Enea sprach wie ein Mann, der weiß, was er will.

„Herr Graf," erwiderte Frau de Mendrisi noch immer etwas betroffen, „ich bedaure sehr, Ihnen auf Ihren Antrag keine Antwort geben zu können — aus dem einfachen Grunde, weil davon zwischen mir und Severa nie die Rede war. Alles, was ich tun kann, ist, Sie zu bitten, sich an sie selbst zu wenden."

„Wollen Sie sie rufen?" fragte Graf Enea.

„Sogleich. Bitte, entschuldigen Sie mich für einen Augenblick." Damit verließ Frau de Mendrisi den Salon, um Severa in Kenntnis zu setzen.

In leicht erklärlicher Aufregung blieb Graf Enea zurück. Seine Wiederverheiratung war ja eigentlich schon seit längerer Zeit eine beschlossene Sache, schon Santinas wegen. Es ging ihm wider das Gefühl, daß seine Tochter lediglich von Dienstboten erzogen werden sollte. Severa erschien ihm wie vom Himmel gesandt, dem Kinde die Mutter zu ersetzen, und darin wurzelte wohl auch die Zuneigung, die Graf Enea zu ihr gefaßt. Freilich war er ein Witwer und fast neun Jahre älter als Severa, doch glaubte er keine Zurückweisung von ihr befürchten zu müssen.

Graf Enea wartete, besah sich die Bilder im Salon, ging langsam hin und her, guckte zum Fenster hinunter — Severa kam nicht. Eine seltsame Unruhe befiel ihn, als ob ihm eine Schmach bevorstünde. Er machte die Balkontüren auf, um frische Luft zu schöpfen. Es war ja klar, daß Severa sich nur zurückgezogen hatte von ihm, um mit ihm zu brechen. Jetzt erst empfand er, wie sehr seine Wünsche und Hoffnungen sich bereits mit der Person Severas verknüpft hatten.

Der große Nildamm bei Assuan (Ägypten) aus der Vogelschau. (S. 142)

„Papa! Papa!" klang da plötzlich ein herziges Kinderstimmchen hinter ihm.

Rasch fuhr er herum und sah Santina vor sich stehen. Wie ein Blitz fuhr die Idee durch seinen Kopf: Man schickt dir dein Kind heraus, und das ist die ganze Antwort. Nun geh! Er geriet in die heftigste Aufregung, riß das Kind empor und preßte es in seine Arme. „Komm!" murmelte er — „komm, mein armes Kind!"

Schon wollte er sich zum Gehen wenden, als ihm Severa, die soeben den Salon betrat, entgegenkam.

„Herr Graf," sagte sie lächelnd, „Sie haben mir die außerordentliche Ehre erwiesen, mir Ihre Hand anzutragen —"

„Severa!"

„Nun gut, ich nehme Ihre Hand an und hoffe Ihnen in Liebe und Treue ein braves Weib zu sein fürs ganze Leben."

Ein lauter, jubelnder Schrei rang sich aus seiner Brust, und mit dem Kind auf dem Arm umschlang Graf Enea nun auch Severa und drückte beide Wesen, die ihm das Teuerste auf dieser Welt waren, an sein Herz.

„Mein Weib, Severa, mein Weib für immer und ewig!" stammelte er zwischen Küssen und Umarmungen, die von einer Glut und Innigkeit des Gefühls zeugten, daß Severa erschrak und bemüht war, sich sanft loszumachen.

„Sie sind zu stürmisch, Enea, zu hitzig, Sie werden Santina totdrücken," sagte sie, ebenfalls gerührt und mit Tränen in den Augen. „Jetzt geben Sie mir das Kind, und suchen Sie sich zu beruhigen, denn ich möchte gern mit Ihnen besprechen, was sich für unsere neue Lage am besten schickt."

„Sprechen Sie, bestimmen Sie, Severa!" rief Graf Enea. „Was ich bin und was ich habe, steht zu Ihrer Verfügung."

„Nein, nein, nicht so. Ich habe eine Bitte an Sie, Enea, eine ernste Bitte, die mir unser zukünftiges Glück ans Herz legt. Es ist die erste. Werden Sie mir sie abschlagen?"

„Aber ich denke ja gar nicht daran. Wenn ihre Erfüllung in meinen Kräften steht, ist sie schon jetzt so gut wie erfüllt."

„Sie wissen, daß wir, meine Mutter und ich, aus Piemont stammen und nur wegen meines Vaters Gesundheit nach Neapel übergesiedelt sind."

„Weiter, weiter. Was ist damit?"

„Ich erwähne das nur, damit Ihnen meine kleine Bitte erklärlich wird. Ich liebe nämlich die Neapolitaner im großen ganzen nicht und habe sogar während meines hiesigen Aufenthaltes Menschen und Zustände kennen gelernt, die mir gewissermaßen Grauen einflößen."

„Na, das glaub' ich. Das geht vielen so. Also wir kehren nach Piemont zurück, Severa. Ist es das?"

„O, ich verlange so viel gar nicht. Mir gilt jeder Aufenthalt gleich, ich bin entschlossen, Ihnen zu folgen, wohin Sie wollen, nur möchte ich nicht in Neapel bleiben und meine Verbindung mit Ihnen nicht eher bekannt werden lassen, bis wir fern von dieser Stadt sind. Ist Ihnen das recht, Enea?"

„Aber das trifft sich ja alles herrlich. Ich hatte nämlich die Absicht, mit Santina zur Kräftigung ihrer Gesundheit ein kühleres Klima, also etwa Tirol, aufzusuchen. Statt dessen können wir aber auch Piemont wählen, das ja in seinen nördlichen Teilen auch Alpenklima hat."

„Nein, nein. Lassen wir's bei Tirol. Ich bin damit vollständig einverstanden."

„Also abgemacht. Nächsten Monat in Tirol, und bis dahin —"

„Bis dahin, Herr Graf, bleibt es bei unserer Absprache."

Graf Enea war viel zu aufgeregt, viel zu glücklich, als daß er auch nur daran denken sollte, was wohl Severa bei ihrer Bitte für einen Grund gehabt haben könnte. Wäre er ruhiger gewesen, hätte er sich ohne Zweifel selbst gesagt, daß eine kluge und besonnene Dame wie Severa eine solche Bitte nicht ohne triftigen Grund ausspricht. So aber fragte er gar nicht danach und überließ sich der Freude mit all der stürmischen, übersprudelnden Art, wie sie in seinem südlichen Temperament lag.

Im übrigen aber hielt er pünktlich ein, was er versprochen hatte. Wenn er mit Severa allein war, was zu seinem Bedauern sehr selten der Fall, so war er der aufmerksamste und zärtlichste Liebhaber, den man sich denken konnte; war er aber mit Severa in Gesellschaft, und wenn es auch nur Dienstboten oder andere gleichgültige Personen waren, die ihn umgaben, so ging er nicht über die Grenze der allgemeinen Höflichkeit hinaus.

In der ersten Zeit machte ihm dieses Versteckspiel, diese Heimlichkeit der neuen, jungen Liebe Spaß, als er aber dann eines Tages ganz zufällig und gesprächsweise die Frage fallen ließ: „Wozu dies alles?" wurde Severa sehr ernst.

Sie stand auf und erwiderte vorsichtig: „Du wirst es später erfahren, mein Freund. Vorläufig wird es dir genügen, wenn ich sage, daß es zur Sicherung unseres Glückes nötig ist."

Seit der Zeit wußte er, daß es sich nicht nur um eine Laune Severas, nicht nur um ein Versteckspiel handelte, sondern um eine Angelegenheit mit sehr ernstem Hintergrund.

Man war übereingekommen, daß Severa mit ihrer Mutter einige Tage früher als Graf Enea abreisen, und sie sich dann in Trient wieder treffen sollten, aber dieses Abkommen hatte eigentlich wenig Zweck, weil Graf Enea, je näher der Tag der Abreise kam, immer aufgeregter und eifriger die Vorbereitungen betrieb und dadurch die Absicht der Verheimlichung vereitelte. Die Möbel in der Villa Miramar wurden eingepackt und überzogen, die Spiegel und Lüster verhängt, die Teppiche zusammengerollt, die Blumen und empfindlicheren Pflanzen ins Gewächshaus gebracht — alles Zeichen der Ungeduld, womit Graf Enea seiner Abreise entgegensah, denn das hätte alles auch ganz gut erst geschehen können, wenn er fort war. Aber er konnte die Zeit nicht erwarten und mußte in seiner Unruhe irgend etwas tun, was mit seiner Abreise in Zusammenhang stand und sie, wie er annahm, beschleunigte.

In einer solchen Stimmung kam er hinunter an den Strand, wo er Peppino traf, der da-



Sultan Ahmed Mirza,
persischer Thronfolger. (S. 142)

mit beschäftigt war, die große Segelbarke abzutakeln. Graf Enea war überrascht, denn er hatte davon noch nichts gesagt und kam eben, um Peppino damit zu beauftragen.

„Ah," sagte er, „du kommst mir zuvor, Peppino. Ich wollte eben die Bergung der Barken für den Winter anordnen und sehe, daß du schon damit beschäftigt bist. Wußtest du von meiner Abreise?"

„Nein, Herr Graf," antwortete Peppino gleichgültig.

„Nicht? Ah, dann hat dir vielleicht der Gärtner —" fiel Graf Enea ein. Es kam ihm plötzlich in den Sinn, daß er den Gärtner beauftragt hatte, Peppino später, wenn er fort war, zu entlassen. Das tat ihm jetzt fast leid, weil er sah, daß Peppino wohl schon davon wußte und nun bemüht war, das Ungewitter, das sich über ihm zusammengezogen, durch Promptheit und Aufmerksamkeit im Dienst wieder zu zerstreuen.

„Nichts hat mir der Gärtner gesagt," fuhr Peppino in seiner gleichgültigen Art fort.

„Wie kommst du denn aber darauf, aus freien Stücken die Bergung vorzunehmen? Du konntest ja nicht wissen, ob wir die Barken noch brauchen oder nicht."

„Ich habe die Absicht, Ihren Dienst zu verlassen, Herr Graf, und da ich weiß, daß Sie am Ende der Badezeit doch keinen anderen Marinajo mehr annehmen, so wollte ich die Bergung selbst noch besorgen," erwiderte Peppino.

Verwundert sah ihm Graf Enea einen Augenblick an, wie er die Leinwanddecke an kleinen Stricken über die Barke zog und sie in den Ösen befestigte, so ruhig und kaltblütig, als ob er ihm eben erzählt hätte, daß heute schönes Wetter sei. Er sah ihn nicht einmal dabei an. Die ganze Art und Weise hatte etwas Verächtliches, als ob es sich um eine Bagatelle handle.

„Du willst meinen Dienst verlassen, Peppino?" fragte Graf Enea immer erstaunter.

„Ja," antwortete Peppino kurz.

„Weshalb? Nach so langer Zeit —"

Graf Enea hielt inne und dachte vielleicht, Peppino würde etwas sagen. Aber dieser zuckte nur gleichgültig mit den Schultern.

„Hast du schon einen anderen Dienst gefunden?"

„Nein."

„Aber in diesem Falle begreife ich nicht, weshalb du so Knall und Fall fort willst. Wohin willst du gehen?"

„Nach Neapel."

Graf Enea kannte die Leute vom Schlage Peppinos viel zu gut, um nicht zu verstehen, was dieser mit der kurz angebundenen, gleichgültigen Manier sagen wollte. Das sollte heißen: Wir sind geschiedene Leute. Es paßt mir nicht mehr, einen solchen Herrn zu haben.

Diese Leute haben etwas von den Kindern an sich, dachte Graf Enea, man muß sie nachsichtig behandeln, wenn man verhüten will, daß sie etwas tun, das sie in der nächsten Stunde selbst bereuen.

„Soll ich dir einen guten Rat geben, Peppino?" sagte er dann laut.

„Was wünschen Sie, Herr Graf?" fragte Peppino, noch immer in eifriger Beschäftigung, die Decke über das Boot zu ziehen und ohne seinen Herrn anzusehen.

„Neapel ist eine große Stadt, wo schon mancher junge Mann zu Grunde gegangen ist, Peppino. Es ist nicht jedermann, besonders wenn er in kleinen, ruhigen Verhältnissen aufgewachsen ist, für das aufgeregte Leben und Treiben dort gemacht. Der Versuchungen gibt es zu viele, als daß ein junger, lebenslustiger Mann, der sich nur zu leicht von den glitzernden Außenseiten des Lebens bestechen läßt, nicht Gefahr laufen sollte. Bedenke das wohl und nimm dich vor allem vor schlechter Gesellschaft in acht."

Graf Enea meinte es gewiß gut und mochte vielleicht in dem Augenblick an das denken, was ihm Doktor Gherardi über Peppino gesagt hatte, aber er erzielte mit seinen Worten einen sehr ungünstigen Erfolg. Ein spöttisches Lächeln spielte um die Lippen des jungen Burschen, und seine Mienen drückten mit einer gewissen maliziösen Deutlichkeit aus, daß er das besser wisse und solche Ermahnungen nicht brauche.

„Wenn du willst, Peppino, so könnte ich

dir wohl einige Empfehlungen an gute Freunde von mir mitgeben. Vielleicht kannst du dadurch leichter einen Dienst finden, wenn du doch durchaus nach Neapel willst."

„Ich brauche nichts dergleichen," entgegnete Peppino kurz.

„Nun, wie du willst. Aber wenn du später einmal in die Lage kommen solltest, so besinne dich auf das, was ich dir gesagt habe," fügte Graf Enea noch hinzu, dann wandte er sich zum Gehen.

Er glaubte, daß Peppino, wenn die paar aufgesparten Soldi erst wieder fort waren, schon klein beigeben werde. Er hatte Peppino, als dieser vom Militär kam, in seine Dienste genommen und längere Zeit bei sich gehabt, so daß er sich einigermaßen für ihn verantwortlich fühlte. Er wollte ihn nicht so ohne weiteres seinem Schicksal überlassen.



Das neue Gebäude der Handels- und Gewerbekammer in Wien. (S. 142)
Nach einer Photographie von H. Schuhmann in Wien.

Als er aber am nächsten Tag nach Peppino fragte, war dieser schon fort. Er hatte sich noch am selben Tag, an dem Graf Enea mit ihm gesprochen, vom Gärtner seinen Lohn auszahlen lassen und war am anderen Morgen mit dem Schiff nach Neapel gefahren.

Graf Enea war gerade zu jener Zeit so sehr von seinen Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß er das eigentümliche Betragen des Burschen und diesen selbst bald vergessen hatte.

5.

Die Verlobung des Grafen Enea di Monteverde mit Severa de Mendrisi, die einige Wochen nach seiner Abreise von Sorrent in Tirol erfolgt war, wurde auch in Neapel bekannt, zunächst in den ihm nahestehenden Kreisen. Es lebten in Neapel noch Verwandte seiner ersten Frau, der verstorbenen Gräfin Malvesina, besonders eine Schwester der Gräfin, die in Neapel an einen früheren Marineoffizier und jetzigen Angestellten im Hafenamt verheiratet war und sich in vorgeblicher Fürsorge für die hinterlassene Tochter ihrer Schwester um die Angelegenheiten des Grafen Enea mehr kümmerte, als diesem lieb sein konnte. Sie hieß Carlotta Rondini und hatte schon kurz nach dem Tode ihrer Schwester dem Grafen Enea den Vorschlag gemacht, sie wolle Santina zu sich nehmen und in ihrer Familie — sie hatte selbst drei Kinder — aufziehen. Graf Enea war nicht auf die Vorschläge seiner Schwägerin eingegangen, und es war daraufhin eine gewisse Gespanntheit zwischen den Verwandten entstanden.

Jetzt gebärdete sich Signora Rondini über die beabsichtigte Wiederverheiratung ihres Schwagers höchst aufgebracht. Sie nannte diese neue Ehe eine Pietätlosigkeit gegen die verstorbene Frau und eine Rücksichtslosigkeit gegen Santina, die es, wie Frau Rondini sich ausdrückte, nicht verdient habe, eine Stiefmutter zu bekommen. In ihren Augen war Graf Enea ein echter Mitgiftjäger. Er hatte das Vermögen der ersten Frau „in die Tasche gesteckt" und wollte nun auf dem betretenen Wege fortfahren. Nichts war leichter, als auf einem Boden und in einer Gesellschaft, die so von Verleumdungs- und Skandalsucht, von Neid und Frivolität zerfressen ist wie die neapolitanische, solchen Ausstreuungen Glauben zu verschaffen. Frau Rondini schob dem Grafen wie Severa die gehässigsten Motive unter, und in ihren Kreisen glaubte man daran, weil man überhaupt von seinen Mitmenschen immer lieber das Schlechte glaubt als das Gute und damit, wenigstens in Neapel, auch in der Regel das Richtige trifft. Dazu kam, daß die Verlobten beide fern waren. Der Abwesende hat bekanntlich immer unrecht.

Die Wohnung der Frau Rondini befand sich in einer schmalen und sehr steilen Seitengasse der Riviera di Chiaja, durch die man nach dem Corso Vittorio Emanuele hinaufsteigt. Ein Wagen konnte dort nicht fahren, der Steilheit wegen. Infolgedessen lag die Gasse ziemlich still und einsam, und Frau Rondini gab vor, daß sie die Wohnung der Ruhe wegen gemietet habe. Die Sache stimmte aber nicht ganz, denn der eigentliche Grund, weshalb die sehr knauserige und geizige Frau Rondini die Wohnung innehatte, war ihre Billigkeit.

Sie versammelte hier jeden Mittwoch einen kleinen Kreis Bekannter, sowohl von ihrer Seite, als von der ihres Mannes, gab den Leuten dünnen Tee und alte Biskuits, und nannte das ihren Jourfix. Das ist in Neapel unter den Leuten, die sich zur Gesellschaft rechnen, so Sitte.

Frau Rondini hatte also ihren Jourfix — es waren nur wenige Tage seit dem Bekanntwerden der Verlobung des Grafen Enea vergangen — und in dem großen, geschmacklosen Salon, dessen Flügeltüren nach einer hübschen Terrasse hinausführten, waren einige zwanzig Leute versammelt, die sich gegenseitig nach Kräften langweilten, indem sie die verzweifeltsten Anstrengungen machten, einander zu unterhalten.

„O, Signor Cavaliere," begrüßte die Dame des Hauses einen älteren weißköpfigen Herrn in sehr eleganter Salontoilette, „sind Sie auch noch auf der Welt? Mich dünkt, es ist ein Jahrhundert her, seit man Sie nicht mehr gesehen hat."

„Mein Schaden, gnädige Frau," entgegnete der Herr gewandt und sicher, „oder glauben Sie vielleicht, ich würde mich nicht gern der Gesellschaft widmen wie andere, wenn ich könnte?"

„Und warum können Sie es nicht?"

„Mir fehlt die Zeit, und in der wenigen Zeit, die mir der Beruf läßt, die Laune, kleine Späßchen zu machen."

„Aber zu einer kleinen Erholung können Sie es doch wohl auch noch bringen."

„Wie Sie sehen, Signora, denn sonst wäre ich ja nicht hier. Und doch bin ich auch heute nicht lediglich der Erholung wegen hier."

„Aber ums Himmels willen, Herr Staatsanwalt, Sie suchen doch nicht bei mir von Amts wegen nach Verbrechern?" fragte Frau Rondini scherzend.

Herr Cavaliere Rinaldo Petruzzi lächelte etwas müde, legte den Arm der Frau Rondini galant in den seinen und ging mit ihr während des Gesprächs hinaus auf die Terrasse.

„Nein, gewiß nicht, Signora," sagte er, „wenn auch darin nichts Besonderes wäre, daß die Gerechtigkeit auch einmal in höhere Kreise greift. Nur würde es dann nicht gerade an einem Jourfix geschehen."

„Das will ich hoffen. Aber was haben Sie denn? Sie tun so geheimnisvoll. Warum führen Sie mich hier hinaus auf die Terrasse?"

„Weil wir hier ungestört sind."

„Ah! Aber —"

„Sie wollen wissen, weshalb ich Sie ungestört zu sprechen wünsche? Ich finde nichts natürlicher. Sie sollen es gleich hören."

Frau Rondini sah den Staatsanwalt sprachlos vor Erwartung an. Sie kannte ihn schon seit langen Jahren und wußte, daß er als einer der ältesten Staatsanwälte am Geschworenengericht vielfach schwere Fälle zu bearbeiten und oft sogar mit Mördern und anderen schweren Verbrechern zu tun hatte. Dieser Umstand hatte ihr den Mann schon immer in einem besonders düsteren Licht er-

scheinen lassen. Und nun hatte Herr Petruzzi mit ihr zu sprechen, vermutlich amtlich, jedenfalls ungestört. Was konnte er von ihr wollen? Sie zitterte vor Erwartung und Aufregung.

„Signora," fuhr der Staatsanwalt nach einer kleinen Pause fort, „besinnen Sie sich wohl noch, wie Sie voriges Jahr mit Ihren Kindern in Bagnoli waren, um dort Schwefelbäder zu nehmen?"

„Natürlich besinne ich mich darauf, nur ist die Sache so, Herr Cavaliere, daß nicht ich der Schwefelbäder wegen nach Bagnoli fuhr, sondern der Arzt meinem jüngsten Sohn Schwefelbäder verordnet hatte, und ich das Kind selbstverständlich doch nicht ohne Begleitung nach Bagnoli senden konnte."

„Darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß Sie in Bagnoli waren, und zwar gerade zu einer Zeit, in die Ihr Namenstag fällt. Sie hatten aus diesem Anlaß die Güte, mir eine Einladung zu einem Gartenfest, das Sie gaben, zu übersenden."

„Der Sie aber, so viel ich mich entsinne, nicht nachkamen."

„Nein. Ich war nicht bei dem Fest, weil ich an jenem Abend plötzlich in einer Untersuchungssache nach Portici mußte. Aber auch darauf kommt es nicht an, sondern vielmehr auf den Brief, den Sie mir bei dieser Gelegenheit schrieben."

„Nun? Was ist denn damit?"

„Sie haben ihn doch selbst geschrieben?"

„Natürlich. Glauben Sie, ich halte mir dazu einen Sekretär?"

„Sie sind sicher, ihn selbst geschrieben zu haben?"

„Natürlich."

„Hier ist er," fuhr der Staatsanwalt fort, indem er eine Einladungskarte, die noch in dem dazu gehörigen Kuvert steckte, hervorzog und ihr überreichte. „Ist das Ihre Handschrift?"

„Selbstverständlich. Wessen Handschrift sollte es denn sonst sein?"

Der Staatsanwalt sah sie mit einem ernsten und prüfenden Blick an.

„Mein Gott, was ist denn geschehen, Herr Cavaliere?" fragte Frau Rondini jetzt wirklich erschrocken. „Was ist denn an dem unbedeutenden Ding so Schlimmes? Weshalb soll ich es denn nicht geschrieben haben?"

„Weil mir heute amtlich ein anonymes Schreiben vorgelegen hat," fuhr der Staatsanwalt ernst und jedes Wort schwer betonend fort, „das von derselben Handschrift herrührt, Signora."

„Ein anonymes Schreiben?" wiederholte Signora Rondini mechanisch.

„Ja, von derselben Handschrift."



Gefährlicher Augenblick. (S. 142)

„Ah, und Sie glauben, daß ich —"

„Ich glaube und muß glauben, daß Sie die Absenderin sind, Signora."

„Aber ich versichere Sie —"

„Erlauben Sie ein Wort," unterbrach sie der Staatsanwalt rasch, „versichern Sie nichts, Signora, denn solche beweislose Versicherungen haben für mich keinen Wert. Ich will Sie auch gleich darüber beruhigen, daß die Sache wohl in keinem Falle schwere Folgen für Sie haben wird. Sie haben keine Ursache, sich deshalb besonders aufzuregen. Wenn ich etwas anderes annehmen müßte, so würde ich wohl nicht in gesellschaftlicher Weise an einem Jourfix, sondern amtlich an ganz anderer Stelle mit Ihnen darüber verhandeln. Aber gerade weil ich glaube, daß sich die ganze Sache in natürlicher Weise aufklären wird, habe ich die Art einer vertraulichen Besprechung der Sache mit Ihnen gewählt."

„Was steht denn in dem — anonymen Brief?"

Der Staatsanwalt bedachte sie wieder mit einem langen, prüfenden Blick, ging aber nicht auf die Frage ein, sondern fuhr ruhig fort: „Sie werden sich vorstellen können, Signora, daß bei uns eine Menge anonymer Briefe eingeht, oft sogar mit dem bösartigsten Inhalt. Die Sache ist erklärlich, denn die Neapolitaner haben häufig das Bedürfnis, ihrem begünstigten Rivalen, ihrem Geschäftskonkurrenten, ihrem verhaßten Verwandten oder sonstwem mit Hilfe der Staatsanwaltschaft durch anonyme Schreiben sozusagen einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Die Sache ist nichts Seltenes, und Sie werden begreifen, Signora, daß wir Fachleute uns über solche Geschichten nicht besonders aufregen. Wenn wir sie auch nicht ganz ignorieren dürfen, sobald sie schwere Anklagen enthalten —"

„Schwere Anklagen?"

„— so bildet sich bei uns doch eine gewisse Schablone heraus, nach der die anonymen Schreiben behandelt werden. Wir beschränken uns gewöhnlich darauf, zunächst den Absender zu erforschen. Gelingt uns das, so laden wir ihn ein, entweder seine Beschuldigungen zu beweisen oder seinen Brief zurückzuziehen. Ich versichere Sie, in den weitaus meisten Fällen ziehen die Leute ihre Briefe zurück, wenn sie sehen, daß sie nicht mehr durch ihre Anonymität gedeckt sind. Wir sehen dann die Sache als eine Verirrung, als eine Schwäche an und geben ihr weiter keine Folge. Anders aber wird es, wenn es uns nicht gelingt, den Absender zu ermitteln, oder wenn der Brief nicht zurückgezogen wird."

„Und was wird dann?" fragte Frau Rondini gespannt.

„Dann schreiten wir zur Untersuchung."



Das Einsegnen der Rosen in Nervi (Italien). (S. 142)

„Aber wollen Sie mir denn nicht sagen —?"

„Doch. Sie werden alles erfahren, nur nicht jetzt und nicht hier. Ich lade Sie ein, morgen vormittag auf meinem Bureau den Brief in Augenschein zu nehmen und Ihre Erklärungen abzugeben."

„Aber ich weiß von keinem solchen Brief. Ich habe keinen geschrieben," bemerkte Frau Rondini heftig.

Der Staatsanwalt lächelte überlegen. „Ich kenne das schon," meinte er, indem er wieder nach der Salontür zurückschritt, „man liebt es nicht, auf einer Übereilung, auf einem Fehler ertappt zu werden. Nur ruhig Blut, Signora. Morgen werden Sie sich schon besinnen. Ich darf doch auf Sie rechnen?"

„Natürlich. Morgen früh um neun Uhr bin ich bei Ihnen."

Damit war vorläufig die Angelegenheit erledigt, und Staatsanwalt Petruzzi führte Frau Rondini in der verbindlichsten Weise in ihren Salon zurück. Aber eine gewisse Aufregung war durch diese Unterredung bei Frau Rondini doch zurückgeblieben. Sie hörte nur halb auf die gewöhnlichen Redensarten und Komplimente, aus denen die sogenannte Salonunterhaltung der meisten Leute besteht, antwortete zerstreut und beobachtete noch immer den Staatsanwalt von weitem, wie er bald mit dem, bald mit jenem sprach. Eine lange Weile unterhielt er sich noch mit ihrem Gemahl. Sie wollte näher gehen, um zu hören, was sie sprachen, aber das ließ sich so schnell nicht tun, und als sie sich endlich freigemacht hatte, war Staatsanwalt Petruzzi gerade fortgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der große **Nildamm bei Assuan,** eines der gewaltigsten technischen Werke der Neuzeit, der erst im August 1902 vollendet wurde, erweist sich bereits als zu niedrig, um die für die Bewässerung Unter- und Mittelägyptens nötige Wassermenge aufzustauen, und soll daher erhöht werden. Er bildet eine nahezu 2 Kilometer lange Talsperre aus Granitblöcken oberhalb der Katarakte von Assuan und hat 90 Millionen Mark gekostet. Zahlreiche Schleusen regulieren den Abfluß des Wassers aus dem gebildeten Stausee, für die Schiffahrt sind am Westende große Schleusen angelegt, durch welche die früher gefährlichen Stromschnellen umgangen werden. — In den mohammedanischen Staaten gibt es keine staatsrechtlich feststehende Thronfolgeordnung, sondern nach der seit altersher geübten Überlieferung und den Vorschriften des Korans bestimmt der regierende Fürst aus der Reihe seiner Verwandten den zum Nachfolger, der ihm der liebste ist, oder ihm als der befähigteste erscheint. Der neue Schah von Persien, Muhammed Ali, hat bereits sogleich nach seiner Thronbesteigung den jungen **Sultan Ahmed Mirza** (Sultan ist hier Eigenname und Mirza heißt so viel wie Prinz) zu seinem Nachfolger ernannt. Der hübsche Knabe ist auf unserem Bilde in dem Prachtgewande zu schauen, das er bei der Krönung des Schahs trug. — Das **neue Gebäude der Handels- und Gewerbekammer in Wien** liegt mit der Hauptfront am Stubenring und bedeckt einen Flächenraum von 2364 Quadratmeter. Sein Schöpfer ist Ludwig Baumann. Dem vornehmen Eindruck des Äußeren entspricht die innere Einrichtung. Hauptraum ist der durch zwei Stockwerke reichende große Sitzungssaal, wie die 40,000 Bände umfassende Bibliothek. Sehr geschmackvoll sind die Präsidialzimmer ausgestattet; die zahlreichen Bureauräume entsprechen sowohl nach der technischen, als praktischen und gesundheitlichen Seite den höchsten Anforderungen der Gegenwart. Die Kosten betrugen rund 2,600,000 Kronen.

Gefährlicher Augenblick.

(Mit Bild auf Seite 110.)

Selbst bei leichteren Hochtouren fehlt es nicht an Zufällen, die das Leben der Bergsteiger in Gefahr bringen. Einen derartigen Augenblick schildert unser Bild. Die drei Bergsteiger haben eben den Gletscher durchquert und sind nun im Begriff, die Bergflanke emporzuklettern. Der Führer an der Spitze und der eine Tourist haben bereits festen Felsboden unter sich. Der zweite Tourist beabsichtigt gerade, den Gletscher ebenfalls zu verlassen, als die Schneebrücke einer schmalen Gletscherspalte durchbricht, und der Tourist mit dem einen Bein in die Spalte hinabstürzt. Doch der Führer und der erste Tourist sind auf der Hut. Der Führer schlägt sofort den Eispickel ein, während der Tourist mit der einen Hand an einem Felsblock Halt sucht. So gelingt es ihnen, das weitere Hinabstürzen des zweiten Touristen in die Spalte zu verhindern und ihn vor einem Unfall zu bewahren.

Das Einsegnen der Rosen in Nervi (Italien).

(Mit Bild auf Seite 111.)

Der Mai ist an der milden norditalienischen Mittelmeerküste der Rosenmonat, und zu dieser Zeit wird deshalb auch der poetische Brauch geübt, die Rosen kirchlich einzusegnen. Mädchen, die in lichte Farben gekleidet und mit Rosen geschmückt sind, ziehen unter Begleitung der Geistlichen und der Chorknaben, die die Kirchenfahnen tragen, nach der Kirche, wo eine kurze Andacht abgehalten wird, und die Einsegnung der Rosen erfolgt. Dann verläßt die Prozession die Kirche wieder und tritt singend den Rückweg an. Der Anblick der festlich geschmückten jugendlichen Mädchenschar, die an der sinnigen Feier mit ganzem Herzen teilnimmt, ist entzückend. Eine solche auf dem Rückweg begriffene Rosenprozession in der Nähe des bekannten Kurortes Nervi gibt unser anmutiges Bild auf Seite 141 wieder.

Klein Männes Rechtfertigung.

Skizze aus dem Kinderleben. Von **E. Fahrow.**

(Nachdruck verboten.)

Auf der Wiese hinter dem Hause war sein Lieblingsplatz. Dort saß Karlmann — gewöhnlich Männe genannt — stundenlang und beschäftigte sich auf seine Art. Das heißt, er tat nichts — rein gar nichts!

So wenigstens behauptete der Hauptmann v. Blichens, Karlmanns Vater; und die Gouvernante der Schwester sowohl als die Kameraden Männes waren derselben Meinung, besonders da diese acht- und neunjährigen Schulgenossen in kriegerischen Kämpfen und lärmenden Spielen den Hauptzweck des Daseins erblickten.

Männe also tat nichts; er war eben ein „schlafmütziger Bengel", eine „Suse", und dadurch das ewige Ärgernis seines gestrengen Vaters.

Der kleine fünfjährige Helmut — das war ein ganz anderer Schlag! In dem steckte doch Rasse! Das war ein echter Blichens, der geborene Wildfang und künftige Soldat.

Fräulein Weber, Ruths Gouvernante, hatte lange versucht, auch Karlmann zu einem frischfröhlichen Wildfang zu machen, weil das der Hauptmann nun doch einmal liebte. Aber es gelang ihr nicht, und zuletzt gab sie es auf und ließ Karlmann ruhig auf seiner Wiese sitzen und nichts tun.

Männe jedoch wußte es besser. Er allein wußte, daß er niemals müßig war; und allenfalls hätten es auch Treff, der Jagdhund, und Meckchen, die Milchziege, bezeugen können. Denn diese beiden Vierfüßler waren seine ständigen Begleiter auf dem kleinen Stückchen Wiese, das Männes Paradies war.

Hier saß er an den alten Lattenzaun angelehnt, welcher den großen Garten von seiner Wiese trennte. Hier saß er im Gras, blickte die hohen, schwankenden Mohnblumen, die Kamillen und die gelben Butterblumen an und — predigte. Er predigte natürlich nicht laut, damit es nicht der Bursche auf dem Hof oder die Geschwister im Garten hören könnten, doch Treff und Meckchen und all die vielen Käfer, Blumen und Schmetterlinge hörten sein zartes, halblautes Stimmchen. Sie hörten auch nicht immer nur fromme Predigten, sondern oft Berichte aus der Schule und dem Hause. Und immer lautete der Schluß dieser Vorträge, wie es ähnlich Männe in der Kirche gehört hatte: „Und so bitten wir dich denn, lieber Gott, du wollest in deinen gnädigen Schutz nehmen den lieben Papa, Ruth, Helmut, Fräulein Weber und unser ganzes Haus! Du wollest auch Papa erleuchten, daß er mich ein bißchen lieb hat, und mich recht stark und wild machen, damit ich mich mit den anderen Jungens tüchtig keilen kann. Amen!"

Dann schloß sich das blasse Mündchen, und die träumerischen grauen Augen beobachteten wieder, wie zwei Käfer miteinander kämpften, oder wie Meckchen mit gesenktem Kopf gegen eine riesige Heuschrecke anstürmte, die sie ärgerte.

Männe seufzte — alles, alles kämpfte immer! Und er liebte doch nun so sehr die Ruhe, ein stilles, sonniges Plätzchen, wo er nichts hörte als das feine Summen der Insekten, und wo Frieden herrschte, Frieden, Frieden!

Nein, er war kein Blichens, der kleine Karlmann, damit hatte der Herr Hauptmann schon recht.

Er war wohl ganz in die Familie der verstorbenen Mutter geschlagen, jener sanften, liebevollen Frau, die ausgelöscht war, nachdem Helmut zur Welt gekommen — etwa wie ein schwaches Weihnachtslichtchen verlöscht, nachdem es eine kurze Weile seine Schuldigkeit getan, Freude zu bereiten. —

Niemand wußte, wie sehr Männe darunter litt, daß er nicht war wie seine Geschwister. So klug und so bescheiden war er, daß er hierin allein den richtigen Grund erkannte, warum ihm sein heimlich angebeteter Vater kaum jemals einen freundlichen Blick und niemals ein gutes Wort schenkte. — Ruth, ja, die wurde wohl überschüttet mit Zärtlichkeiten, die durfte sich erlauben, was sie wollte, und war mit ihren sieben Jahren ein halber Junge, ein ausgelassenes, bildhübsches Ding. — Und Helmut, wenn der sich breitbeinig, die Hände auf dem Rücken, auf dem Hof aufpflanzte und krähte: „Die Kandare is wieder mal nich jeputzt, Müller — sehen sich mal die Schluderei an — der Jaul wird ja orntlich rot, daß er so malproper jehen soll —" dann lachte der Hauptmann vor Vergnügen, sagte „Frechdachs" und nahm den Goldsohn eine Minute mit aufs Pferd.

Männe sah das alles und war tief betrübt. Ein einziger Ehrgeiz füllte seine Seele: er wollte auch von seinem Vater geliebkost werden.

Wenn er nur einmal Gelegenheit gehabt hätte, sich recht tapfer zu zeigen! Im Herzen fühlte er keine Feigheit — es lag nur nicht in ihm, unnötig dreinzuschlagen oder herumzutoben. Dafür konnte er nichts; aber er war traurig darüber, wie nur Kinder in ihrer unausgesprochenen Hilflosigkeit es sein können.

Eines Tages aber erhörte der Himmel seine heimlichen Predigten und Gebete. Der Tag von Männes Rechtfertigung brach an. —

Ruth hatte zu Helmut den Wunsch ge-

äußert, Weidenkätzchen selber pflücken zu gehen. Helmut war natürlich gleich dabei; die schönsten Weiden standen draußen am See, niedrige Sträucher, an die sie gut heranreichen konnten.

„Fräulein hat's ja verboten," sagte Ruth, „aber die merkt's nicht, wenn wir jetzt gehen; jetzt stopft sie Strümpfe — sagt sie — ich glaube aber, sie schläft. Also komm, Helmut. Und leise, daß Männe nichts merkt."

Männe hatte aber alles gemerkt und jedes Wort gehört, und jetzt sagte er ganz gelassen: „Seid ruhig, ich gehe mit."

„Du, Männe? Warum denn? Wir dürfen ja nicht."

„Draußen am See sind viel zu viele böse Jungen, da könnt ihr nicht alleine hingehen."

„Na," sagte Helmut patzig, „ich geh' doch mit Ruth!"

Das Ende vom Liede war aber, daß Karlmann wirklich sein Mützchen aufsetzte und mitging.

Zwischen Ruth und Helmut wanderte er einher, wie gewöhnlich still, den Kopf gesenkt, in sehr wenig militärischer Haltung. Helmut ging stramm, die Händchen in den Taschen seines Mäntelchens, den frischen Kopf fast hintenüber geworfen.

Am See liefen Promenaden- und Reitwege entlang, doch um diese Zeit, am frühen Nachmittag, waren sie menschenleer. Nur Rotten von Kindern spielten an dem flachen Ufer, warfen Steinchen über die blaue Fläche oder lärmten umher.

Ruth hatte ein Taschenmesserchen mitgenommen. Das holte sie jetzt hervor und sprang auf ein Weidengebüsch zu, das wundervolle Kätzchen bis unten herunter aufwies.

„Hier können wir schneiden!" rief sie. „Die sind fein! Ich nehme den Zweig hier!"

Ein vierschrötiger Junge von vielleicht zwölf Jahren trat heran. „Jeh weg hier, du Kröte! Hier haste nischt zu suchen."

Erschrocken starrte Ruth zu dem Jungen hinauf, der dicht auf sie zutrat und die Hände aus den Taschen nahm.

„Das ist doch nicht dein Baum," sagte sie immerhin keck; doch griff sie nach einem anderen Zweig.

„Laß det sind," rief der Große, „mach, daß de weiterkommst, oder 't jibt wat 'raus!"

Dabei stieß er klein Helmut, der sich dreist vor Ruth gestellt hatte, fort. Und jetzt, da Ruth trotzig den Zweig in der Hand behielt, griff er nach ihren Schultern, zerrte sie zurück und riß an ihren flatternden Haaren, daß sie laut aufschrie.

Im Nu sprang Karlmann herzu. Er war mehr als einen Kopf kleiner als der andere, aber das schreckte ihn nicht. Blaß, die sonst so träumerischen Augen blitzend, die Zähne fest zusammengebissen, stürzte er sich auf den großen Gegner. Er schlug mit beiden Fäusten auf ihn los, blindlings, wohin er traf, und schrie nur Ruth zu: „Lauf nach Haus! Du auch, Helmut! Schnell!"

Sofort rannten jetzt andere Kinder herbei. Ein allgemeines Geheul erhob sich — zehn Hände streckten sich nach Karlmann aus. Ruth verlor nicht die Besinnung. Vor Entsetzen stolpernd jagte sie, Helmut mit sich reißend, auf die Promenade zu. Sie wollte Hilfe herbeiholen.

Männe, der tapfere, kleine Männe, ließ seinen Gegner nicht los. Er hatte die Hände um dessen Hals gekrampft, schlug mit den Füßen aus, biß um sich, ward aber von der erbarmungslosen Überzahl bald bewältigt.

„In 'n See! Schmeißt 'n in 'n See!" schrieen die Kinder.

Das war ein Gedanke! Herrlich! In den See mit dem frechen Bürschchen!

Und sogleich, von derben Fäusten gefaßt, ward der schon jammervoll zerschlagene Karlmann nach der Dampferbrücke geschleppt.

Er wehrte sich, immer noch wütend und verzweifelt — umsonst, sie rissen ihn weiter — noch ein paar Fuß breit — so! Und allen Sträubens ungeachtet flog klein Männe in den See.

In diesem Augenblick galoppierte von der Promenade her ein Reiter heran — es war der Hauptmann v. Blichens, den Ruth auf dem großen Reitweg entdeckt und schreiend herangewinkt hatte. Bei seinem Nahen stob die johlende Kinderschar auseinander.

Der Hauptmann sprang vom Pferde und mit einem Satz in das am Ufer noch flache Wasser hinein, erfaßte Männe und riß ihn empor an seine Brust.

Gott sei Dank, der Junge lebte noch! — Aber jetzt sank sein Köpfchen hintenüber, die Augen schlossen sich — eine tiefe Ohnmacht stellte sich ein.

Der Hauptmann galoppierte mit seiner kleinen nassen Last nach Hause. Ruth und Helmut sehr still und sehr schnell hinterdrein. Sie fühlten sich recht beklommen. Schließlich waren sie doch schuld an dem ganzen Unglück.

Mit Männe stand es schlecht. Er lag in seinem weißen Bettchen, und die Glieder flogen ihm im Schüttelfrost.

Der Arzt zog die Augenbrauen hoch; das konnte ein einfaches Erkältungsfieber, es konnte auch schlimmer werden.

Ruth und Helmut hatten dem Vater haarklein berichtet, wie alles zugegangen, und wie Männe sich ganz und gar als ein Held bewährt hatte.

Dem Hauptmann schwoll das Herz in Stolz und Leid. Er hatte seinem Ältesten also unrecht getan, es steckte doch ein echter Kern von Mut in ihm!

Männes Fieberphantasien waren für den Vater eine Offenbarung und eine Qual. Denn er wiederholte darin wieder und wieder das Schlußgebet seiner Predigten: „Lieber Gott, du wollest mich recht stark und wild machen, damit mich Papa ein bißchen lieb hat."

Die Tränen stürzten dem Hauptmann aus den Augen. „Mein armer Junge, ich hab' dich ja lieb! Hörst du mich, ich hab' dich ja lieb!"

Und diese dringende Stimme vernahm manchmal das kranke Bübchen, und dann brach ein Strahl unbeschreiblicher Freude über das bleiche Gesichtchen herein. —

Am neunten Tage starb Männe. Er schlief ganz ruhig ein, seine abgezehrte kleine Hand in der des Vaters, ohne Kampf, ohne klares Bewußtsein. Aber vielleicht hatte er doch die Liebkosungen gefühlt, die ihm in diesen Krankheitstagen zu teil geworden, und nach denen er sich sein Leben lang so demütig gesehnt hatte. Denn alle, die ihn sahen, wie er in seinem kleinen Sarge lag, meinten, sie hätten nie zuvor auf einem toten Antlitz einen solch strahlenden Ausdruck von Zufriedenheit gesehen.

Mannigfaltiges.

Die erste Fuchsie. — Es war im Jahre 1832. In einem der damaligen Vororte Londons lebte ein geschickter Gärtner, weit und breit bekannt als „der alte Lee". Der führte eines Tages einen Freund in seinem vielfarbigen, köstlich duftenden Garten und in seinen wohlbesetzten Gewächshäusern umher und zeigte ihm mit berechtigtem Stolze seine mannigfachen Pfleglinge. Der Freund bewunderte die Schätze, die sich vor ihm auftaten, schien aber fortwährend etwas zu suchen, was selbst dieser Gartenkünstler ihm nicht vorführen konnte. Zuletzt platzte er denn auch glücklich damit heraus.

„Was Sie mir hier zeigen, ist ja allerdings großartig," gestand er zu, „aber eine so reizende Blume, wie ich kürzlich in Wapping gesehen habe, können Sie doch in Ihrer ganzen Sammlung nicht aufweisen."

„Nicht möglich! Was für eine Wunderblume war denn das?"

„O, ein feines, zierliches Bäumchen mit schwankenden Zweigen, von denen die tiefroten Blüten in Büscheln wie kleine Quasten herabhängen, in der Mitte wie mit einem purpurroten Röckchen versehen, aus dem die langen gelben Staubfäden in einem anmutigen Bündel hervorhängen, alles nickend und schaukelnd, leicht und gefällig."

Der alte Lee war sofort Feuer und Flamme und ruhte nicht eher, als bis er die genaue Adresse der Besitzerin dieses Kleinods erfahren hatte, das seinesgleichen noch nicht besaß. Unverzüglich setzte er sich auf die Post und fuhr nach Wapping, wo er das ihm bezeichnete Haus aufsuchte und tatsächlich schon von außen auf dem Fenstersims die Pflanze prangen sah, die sein Freund ihm so naturgetreu beschrieben hatte. Er stand lange davor und bewunderte sie, denn etwas so Reizendes hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Dann trat er in das bescheidene Häuschen und redete die Bewohnerin also an: „Meine gute Frau, Sie haben da ein allerliebstes Töpfchen im Fenster stehen, das möchte ich Ihnen gern abkaufen."

„Es tut mir leid, mein Herr, aber das Bäumchen kann ich Ihnen für alles Geld nicht ablassen. Mein Mann hat es mir aus Westindien mitgebracht. Er ist wieder fort, und um seinetwillen muß ich das Pflänzchen hegen und pflegen, sonst würde er es mir schön übelnehmen."

„Ich muß die Blume aber haben," erklärte der alte Lee, durchaus nicht eingeschüchtert.

„Daraus kann leider nichts werden."

Der Alte verschwendete keine Worte weiter, er trat einfach an den nächsten Tisch und kehrte seine Taschen um. Was da herauskam an Gold, Silber und Kupfer, war etwas über acht Guineen (168 Mark).

Die Eigentümerin der Fuchsie sah ganz geblendet auf diese große Summe, die der fremde Herr ihr da aufzählte. Sie lebte in Verhältnissen, die ihr diese Summe als einen unerhörten Reichtum erscheinen ließen.

„Das ist aber mächtig viel Geld," meinte sie unschlüssig und mit verlangenden Blicken.

„Nun, das alles gehört Ihnen, und das Bäumchen gehört mir. Überdies sollen Sie einen der ersten Ableger haben, die ich davon erziele, damit Ihr Mann Ihnen keine Vorwürfe macht, wenn er zurückkommt."

„Kann ich mich darauf auch verlassen?"

„Ganz bestimmt."

„Nun, dann will ich nichts weiter dagegen haben."

Eine Kutsche wurde gemietet, in der sich's der Blumenfreund so behutsam wie möglich mit seinem teuer erworbenen nickenden und schaukelnden Pflänzchen bequem machte. Das erste, was er tat, ja was er schon während der Fahrt tat, war, daß er jede Blüte abzupfte, jeden Blütenansatz aufs sorglichste zerstörte. Daheim angelangt, wurde das Bäumchen in die denkbar größte Anzahl von Schößlingen zerlegt, die mit aller Umsicht in Mistbeete verpflanzt wurden, wo sie schnell Wurzeln ansetzten und zu sprießen begannen. Sobald sie sich dazu eigneten, wurden die kleinen Pflänzchen geteilt und nochmals geteilt, bis sie sich zu einer großen Menge vervielfältigt hatten.

Als ihre Blütezeit im folgenden Sommer herankam, befand sich der glückstrahlende alte Lee im Besitze von fünfhundert kräftigen und wohlgebildeten Fuchsien, die alle eine reiche Blüte versprachen. Von den drei ersten, deren Blüten sich öffneten, wurde eine an die ursprüngliche Besitzerin nach Wapping geschickt, die nicht wenig entzückt darüber war, die beiden anderen wanderten in die Verkaufsräume des klugen Gärtners und erhielten einen recht in die Augen fallenden Standort.

Es entwickelte sich nun alles genau so weiter, wie der spekulative alte Lee erwartet hatte. Die erste Dame, die den Laden betrat, wurde sogleich von der neuen Erscheinung angezogen und blieb bewundernd davor stehen.

„Aber bester Herr Lee, wo haben Sie denn diese entzückende Blume her?"

„Etwas ganz Neues, meine Dame, direkt aus Westindien. Hübsch, nicht wahr?“

„Hübsch? O ich bitte Sie, Herr Lee, unvergleichlich reizend ist sie! Was soll sie denn kosten?“

„Eine Guinee, meine Dame; gar kein Geld für diesen Phönix unter den Blumen.“

Die einundzwanzig Mark nach unserem Gelde lagen sofort in Herrn Lees Hand, und die neue Sehenswürdigkeit trat die Reise in das Boudoir der eleganten Londonerin an. Kaum dort angelangt, fand sie bereits eine neue enthusiastische Bewundererin.

„Aber, liebste Charlotte, wo hast du denn diese einzig schöne Pflanze aufgestöbert?“ wurde die Käuferin von ihrer Schwägerin in Empfang genommen.

„Ei, das ist eine Neuheit, soeben erst aus Westindien hier eingeführt. Ich entdeckte sie zufällig beim alten Lee. Allerliebst, nicht wahr?“

„Köstlich, ganz köstlich! Ist aber wohl schön teuer?“

„Eine Guinee — nicht mehr. Er hatte noch ein Exemplar von der Sorte.“

„Ah, das muß ich haben! Wenn mir bloß kein anderer zuvorkommt!“

Dampfend jagten die Pferde der Besucherin hinaus nach der entfernten Vorstadt, in der Lee sein großes Geschäft betrieb. Die zweite Guinee glitt in seine Hand, die zweite Fuchsie wanderte hinüber in das Boudoir einer vornehmen Dame. Bei beiden wiederholte sich dieselbe Szene mit kleinen Abänderungen wieder und immer wieder. Jeder, der sie sah, hatte nicht eher Ruhe, als bis auch er eine dieser neuen Prachtblumen sein eigen nannte. Der Gärtner brauchte sich um ihre Einführung durchaus nicht weiter zu bemühen, als indem er dafür sorgte, daß, sowie zwei Fuchsien verkauft waren, zwei andere aus den Gewächshäusern nach vorn in die Verkaufsräume geschafft wurden. Die Equipagen lösten sich nur so ab vor seiner Tür, die Guineen rollten in seine Hand, die zierliche neue Blume hielt ihren Einzug in jeden Salon.

Ehe die Blüteperiode der Pflanze in diesem Sommer zu Ende war, hatte der geschickte und erfahrene Mann von dem einen scheinbar so hoch bezahlten Bäumchen auf dem armseligen Fenstersims in Wapping eine Ernte von 500 Guineen eingeheimst, und draußen auf seinen Mistbeeten trieb und sproßte eine neue, noch ansehnlichere Kolonie, die ihm als Belohnung für seine Unternehmungslust und Sachkenntnis im nächsten Jahre einen noch reicheren Ertrag in Aussicht stellte.

Es war nicht mehr als ein Jahrzehnt nötig, um die neue westindische Pflanze aus den Palästen der Reichen in die Häuschen der Minderbemittelten und von da in die Hütten der Armen zu verpflanzen und so zum Gemeingut aller zu machen. [Klara Düsterhoff.]

Ein Ehestandsbrief. — Kaiserin Maria Theresia von Österreich wurde einst von ihrer Lieblingstochter, der Prinzessin Albrecht von Sachsen, um Rat gebeten, wie sie sich ihrem Manne gegenüber zu verhalten habe, um sich seine Liebe und Achtung immer zu bewahren. Die Antwort, die vor etwa 150 Jahren geschrieben wurde, enthält des Wahren und Schönen so viel, daß sie auch heute noch von jeder Frau beherzigt zu werden verdient. Die kaiserliche Mutter schreibt:

„Meine liebe Tochter! Du willst, daß ich Dir über Deine Lage einen Rat gebe. Es gibt viel Bücher, welche diesen Gegenstand behandeln, ich will nicht wiederholen, was diese sagen. Du weißt, daß wir Frauen unseren Männern unterworfen sind, daß unser einziges Bestreben sein soll, dem Gatten zu dienen, ihm nützlich zu sein, ihn zu unserem besten Freunde zu machen. Du kennst Deinen Mann. Du hast alle Ursache, zu hoffen, glücklich zu werden. Ich will Dich besonders darauf aufmerksam machen, daß Du in der zärtlichen Liebe für Deinen Mann nicht in ein Übermaß gerätst, das ihm zur Last fallen könnte; nichts ist so delikat als diese Klippe; die zärtlichsten und tugendhaftesten Frauen scheitern daran. Je mehr Du Deinem Manne Freiheit läßt, indem Du am wenigsten zarte Aufmerksamkeit verlangst, desto liebenswerter wirst Du ihm sein. Trachte danach, ihn zu unterhalten, zu beschäftigen, daß er sich nirgends besser befindet als eben bei Dir! Um Dir sein ganzes Vertrauen zu erwerben, mußt Du sorgen, es durch Dein Benehmen, Deine Diskretion zu verdienen! — Laß niemals den geringsten Argwohn in Deinem Herzen Eingang finden; je mehr Du Deinem Gatten Vertrauen und Freiheit schenkst, desto anhänglicher wird er Dir sein! Alles Glück der Ehe besteht in beständiger Rücksichtnahme der Gatten gegeneinander. Die törichte Leidenschaft vergeht bald; aber man muß sich achten, sich gegenseitig ergänzen und nützlich sein. Ich habe Dich hie und da eifersüchtig bei Deinen Freundinnen gesehen, hüte Dich ja davor bei Deinem Manne; das würde Dir Deinen braven Gatten nur entfremden! — Nicht einmal scherzen sollst Du über diesen Punkt; vom Scherzen kommt es zu Vorwürfen. Alle Ehen würden glücklich sein, wenn man sich so benehmen würde; und glaube mir, meine gute Tochter, es hängt so viel, unendlich viel von der Frau ab; sie soll die rechte Mitte innehalten, die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes gewinnen; sie soll dasselbe nie mißbrauchen, weder damit prunken noch befehlen wollen. Habe keine Vertraute, das soll Dein Mann allein sein. Ich will nicht einmal eine Ausnahme für mich machen, um Dich nicht an vertraute Mitteilungen zu gewöhnen.

Haben Worte des Unfriedens Dir den Tag getrübt, so laß die Sonne nicht darüber untergehen, suche vor Abend den richtigen Einklang wieder, damit die Disharmonie nicht in den nächsten Morgen übergehe!

Dies ist der Rat Deiner treuen Mutter Maria Theresia.“ [D. v. B.]

Er will ungestört sein.

Arzt: Sie müssen ins Bad, gnädige Frau.

— Nach Ostende?

Arzt: Um Himmels willen nicht.

— Warum nicht? Sonst verordneten Sie mir doch immer Ostende.

Arzt: Ja, sonst! Dies Jahr will ich aber selber dahin.

Verschiedener Geschmack. — Nach den alljährlichen Überschwemmungen des Nils bleiben in den Einsenkungen und Buchten eine große Anzahl Fische zurück, welche von den Bewohnern des Landes nicht alle frisch verzehrt werden können. Trotzdem sammeln sie diese Fische mit der größten Sorgfalt. Sie graben tiefe Löcher, werfen sie dort hinein, bedecken sie wieder mit Erde und lassen sie vier bis fünf Monate darin liegen und vollständig faulen. Ist dieses Ziel erreicht, so wird die ineinandergegorene Masse wieder ausgegraben und nicht allein von den gewöhnlichen Leuten verzehrt, sondern auch in den Straßen von Kairo als Delikatesse ausgeboten und gern gekauft.

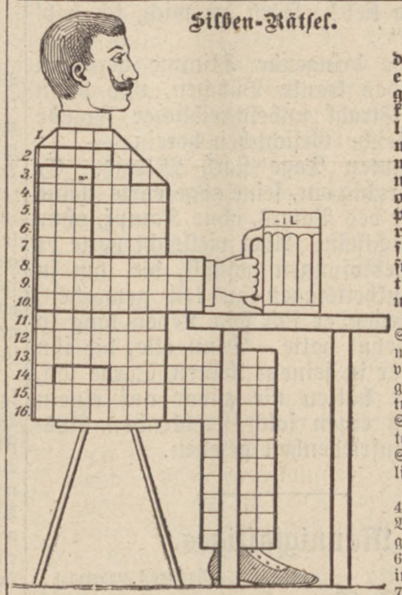
„Aber wie ist das möglich,“ sprach der bekannte deutsche Schriftsteller Gerstäcker zu seinem Führer, einem ganz gebildeten Manne, „wie ist es möglich, daß ein zivilisierter Mensch eine solche Scheußlichkeit — verfaulte Fische — kaufen und verzehren kann? Sie müssen ja die ganze Stadt verpesten.“

„Das tun sie auch,“ versetzte jener, „aber auf mein Wort, diese Fische schmecken ausgezeichnet!“

„Haben Sie auch schon davon gegessen?“

„Gewiß! Der Geschmack ist verschieden. Diese faulen Fische schmecken in der Tat delikat. Nicht aber wäre ich im stande, Ihren faulen Käse zu verzehren, der noch viel übler riecht als die Fische und bei den Europäern doch als Delikatesse gilt. — Und dieser faule Käse ist auch nichts anderes als verdorbene Milch.“ [E. K.]

Silben-Rätsel.



beth, bus, di, die, e, e, e, gra, gra, grim, helm, i, kal, lek, li, li, lo, lup, man, me, me, me, mi, ne, ne, nenz, no, nor, o, öl, pal, pe, phie, phie, re, rhom, sa, scha, scha, se, ste, ste, tät, tho, tri, trie, u, wil, zi, zug.

Vorstehende Silben verwende man zur Bildung von Wörtern folgender Bedeutung: 1. ein Schweizer Kanton; 2. eine Stadt in Italien; 3. eine Südfrucht; 4. ein männlicher Vorname; 5. ein geistlicher Titel; 6. ein Tiername in der Fabel; 7. ein Raubtier; 8. ein Wasserfahrzeug; 9. ein Mädchenname; 10. eine französische Landschaft; 11. eine geometrische Figur; 12. ein Baum; 13. eine Schriftart; 14. ein Teil der Geometrie; 15. eine Naturkraft; 16. ein Druckverfahren. — Hat man die Wörter in wagrechter Richtung in die Quadrate der Figur (Reihe 1 bis 16) eingetragen, so nennen die Anfangsbuchstaben, abwärts gelesen, den Titel des Wirtshauses, in welchem sich oben abgebildeter Gast eben befindet.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Scharade. (Dreisilbig.)

Hätt' ich in rechter Menge
Das goldne ganze Wort,
Ich zöge aus der Enge
Der Stadt aufs Land sofort.
Inmitten grüner Auen,
Nicht weit vom Waldrevier,
Würd' ich ein Landhaus bauen,
Mein Bräutchen, dir und mir.

Ich hielte mir im Garten
Ein schlankes braunes Reh,
Schwimmvögel aller Arten
Auf einem kleinen See
Und schöne Papageien
Inmitten eines Hains,
Darunter, mag's auch schreien,
Das bunte Zwei-Zwei-Eins.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Logogriph.

Ein Wasserfahrzeug ist's mit **a**,
Mit **i** schon oft im Wald man's sah.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösungen von Nr. 17:

des Bilder-Rätsels: Nur die Sache ist verloren, die man aufgiebt;
des Rätsels: Othello, Tell.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.